

DIANMO

點墨

ZEITUNG LEIPZIGER
SINOLOGIE-STUDENTEN

NR 13 NOV



Auf nach China!

... und dort mitreden können

KURSE UND VERANSTALTUNGEN

RUND UM CHINA:

● WWW.KONFUZIUSINSTITUT-LEIPZIG.DE



KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

莱比锡孔子学院

Der Ort für chinesische Sprache und Kultur

Otto-Schill-Straße 1 / 04109 Leipzig

Telefon 0341 / 97 30 390

E-Mail info@konfuziusinstitut-leipzig.de

Liebe Leserin, lieber Leser,

DianMo hat eine unerwartet lange kreative Schaffenspause hinter sich, aber – und das ist die gute Nachricht – es gibt sie noch. Oder besser: Wieder. Die alte Redaktion wurde nahezu vollkommen durch Studierende der neuen Studiengänge ersetzt. Ihre Namen finden sich im Impressum.

Diese gewissermaßen durch die zeitliche Beschränktheit eines Studiums erzwungene Veränderung forderte ihren Tribut ein: Die vorliegende Ausgabe ist wesentlich kürzer als die zuletzt veröffentlichten. Der Kreis der Autorinnen und Autoren blieb hierfür auf die lokale Redaktion in Leipzig konzentriert. Dennoch besticht das vorliegende Heft durch die Bandbreite seiner vielfältigen und interessanten Artikel. Natürlich soll auch der Fokus nicht auf eine Leipziger Autorenschar beschränkt bleiben. Für die nächste Ausgabe – welche für das Sommersemester 2014 geplant ist – bitten wir darum sehr, sich bei Interesse an uns zu wenden! Frei nach Hesse wohnt jedem Anfang sein eigener Zauber inne, und auch der Neustart der DianMo birgt mannigfaltige Chancen der Mitarbeit.

Was erwartet den Leser in dieser verflixten 13. Ausgabe von DianMo? Zwei Features befassen sich mit faszinierenden Perspektiven, wie sie vielleicht nicht allzu oft auf China geworfen werden. Zunächst stellt Michael Kahlert die Frage, wie wohl blinde Menschen in China leben und leben. Und ob es Ihnen möglich war, die komplizierten Schriftzeichen zu erlernen. Anhand praktischer Beispiele erläutert er die Funktionsweise der Blindenschrift im heutigen China (denn es gibt sie!). Salome Foltin wiederum verfolgt die Adaption des Klassikers der chinesischen Literatur, der „Reise nach dem Westen“ (Xiyouji), in modernen japanischen Mangas. Wir erfahren, dass trotz gewisser moderner Anpassungen, die v.a. kommerziellen Überlegungen geschuldet sind, die grundlegende Botschaft des alten Romans immer noch erkennbar ist.

Die ironische Stimme der Autorin lässt sich auch in einem der zwei historischen Artikel der Ausgabe wiederfinden. Hier geht Salome Foltin der „Mär von abenteuerlichen Perversionen am chinesischen Kaiserhof“ zur Zeit der Regentin Cixi nach und widmet sich den dahinterstehenden Motiven europäischer Berichtersteller. Außerdem lesen wir vom rein funktionellen und meist wenig vergnüglichen Dasein des Harems und seiner Wächter, der Eunuchen. In einem weiteren, wenig beleuchteten Kapitel chinesischer (und europäischer!) Geschichte beschreibt Nicole Kröger den Überlebenskampf jüdischer Flüchtlinge im Shanghai'er Ghetto zwischen 1939 und 1945. Die Ausreise in die damals japanisch besetzte, aber keinen nationalen Behörden unterstellte Stadt ermöglichte vielen Flüchtlingen einen letzten Fluchtweg.

Doch auch der Blick auf die studentischen Belange des Lebens soll nicht zu kurz kommen. In der aktuellen Ausgabe wird der erste Teil von Anja Rommels äußerst unterhaltsamen Praktikumsbericht aus Peking veröffentlicht. Die Autorin nimmt den Leser darin auf eine wahrhafte Tour de force durch ihr Innenleben und die Außenansichten des Lebens in der Metropole. Mehr soll an dieser Stelle nicht verraten werden. Den zweiten Teil wirst Du in der nächsten Ausgabe finden. Im Rahmen der Leipziger Buchmesse stattete der bekannte Exil-Schriftsteller Liao Yiwu der Stadt einen Besuch ab. Seine Eindrücke von der bewegenden Lesung über des Autors Zeit in chinesischen Gefängnissen und von der Macht der Worte schildert Hermann Bessonov. Ein Chengyu darf in einer DianMo-Ausgabe natürlich nicht fehlen. Nicole Kröger legt die Geschichte des Spruches Dui niu tan qin dar 对牛弹琴. Auf dass Ihr Eure chinesischen Bekannten oder Sprachpartner/innen beim nächsten Treffen mächtig beeindruckt könnt!

Viel Spaß beim Lesen dieser Ausgabe wünschen

Hermann Bessonov und Jacob Tischer

IMPRESSUM

Geschäftsbedingungen:

Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung der Herausgeber sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der Redaktion wieder. Alle Urheberrechte liegen bei den Autoren. Für die Inhalte der angegebenen Links und Internetadressen in den jeweiligen Ausgaben der Zeitung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung.

Alle Abbildungen stammen, sofern nicht anders angegeben, von den jeweiligen Autoren. Die Redaktion behält sich vor, zugesandte Beiträge zu kürzen.

Die Zeitung erscheint etwa zwei Mal im Jahr und ist kostenlos.

<u>Redaktion</u> Salome Foltin Michael Kahlert Nicole Kröger	<u>Herausgeber</u> Hermann Bessonov Jacob Tischer
<u>Konzept, Gestaltung</u> Marian Reinig	c/o Ostasiatisches Institut der Universität Leipzig Schillerstr. 6 04109 Leipzig
<u>Bilder</u> Jens Klein	dianmo@hotmail.de dianmo.wordpress.com

Papier: CyclusPrint (90g/m²)
Schriften: Maxima, Caslon 540 LT, HYFangDie, ST Keiti
Druck: Pögedruck Leipzig, Auflage: 300
ISSN: 2190 - 4014



KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG
莱比锡孔子学院



StudentInnenRat
der Universität Leipzig

FEATURES

Von der Kunst, blind Chinesisch lesen zu können 9
Michael Kahlert

Xiyouji und die Moderne – wie Mangahelden
eine alte Legende ins 20. Jahrhundert überführen 14
Salome Foltin

LITERATUR

Die Stimme der Gefangenen 19
Hermann Bessonov

Chengyu 对牛弹琴 Dui niu tan qin: «Einer Kuh
die Laute spielen» 25
Nicole Kröger

STUDIUM

Erfahrungsbericht: Fortune Favors the Brave 29
Anja Rommel

GESCHICHTE

Das jüdische Ghetto in Shanghai 1939 – 45 39
Nicole Kröger

Das China des 19. Jahrhunderts aus europäischer Sicht 42
Salome Foltin

Von der Kunst, blind Chinesisch lesen zu können

von Michael Kahlert

Wie viele Menschen würden wohl freiwillig auf ihre Augen verzichten wollen? Ich gewiss nicht, denn bis dato erfreue ich mich an der Farbenvielfalt unserer Welt und der Fähigkeit, lesen zu können. Blinde Menschen können sich zwar weniger an Farben im herkömmlichen Sinne erfreuen, aber unter bestimmten Umständen können sie sogar lesen. Nur, wie lesen eigentlich blinde Menschen in China?

F
E
A
T
U
R
E

Nun, die historische Praxis nebst der Physiologie des Menschen führt einem die Bedeutung der Hände für Blinde vor Augen. Durch die Feinfühligkeit unserer Fingerspitzen, deren Bedeutung sich Sehende oft gar nicht mehr bewusst sind, kann Blinden durch eine spezielle fühlbare Schrift das System des Lesens zugänglich gemacht werden.

Doch was ist, wenn man in einer Gesellschaft lebt, deren komplexes Schriftsystem zu sehr vom Sehen abhängt, d.h. ein Schriftsystem, das nicht ohne weiteres in eine durch den Tastsinn lesbare Schrift transkribiert werden kann? Oder ist es am Ende vielleicht doch möglich? Streng genommen eine simple und stupide Frage, und doch beschäftigte sie mich eine ganze Weile. Trotz allem muss man nicht Sinologiestudent sein, um zu realisieren, dass eine chinesische Blindenschrift gewiss anderen Gesetzmäßigkeiten unterworfen ist, als dies bei ihrem Äquivalent in der westlichen Welt der Fall ist. Theoretisch zumindest. Ein Blick auf die Komplexität chinesischer Schriftzeichen und ihre schier Fülle von mehreren tausend Stück offenbart, dass eine einfache Transkription von einem Schriftzeichen zu einem ähnlichen, fühlbaren Blindenzeichen sich als äußerst schwierig und unpraktisch erweisen könnte. Zudem stellte sich mir in diesem Zusammenhang auch die Frage, wie man dann derart komplexe Zeichen in annehmbarer Lesegeschwindigkeit erfühlen sollte. In dieser Hinsicht sind der menschlichen Fingerspitzenfeinfühligkeit einfach auch Grenzen gesetzt. Das kann daher also nicht die Lösung des Problems sein.

Historischer Umgang mit Blinden in China

Um das System der chinesischen Blindenschrift auch in seiner Entwicklung besser zu verstehen, seien einige Worte zur Blindenbildung im Verlauf der chinesischen Geschichte gesagt. Blinde Menschen teilen ein ähnliches Schicksal; selten standen sie in der Historie im Zentrum der Gesellschaft, sondern waren stets eine Randgruppe. Dies gilt gewiss nicht nur für China, sondern für Blinde weltweit. Viel erwähnenswerter ist aber, dass eine aktive Bemühung um Erziehung und Ausbildung von Blinden in einem gewissen schulischen Umfang in China nicht durch Chinesen selbst stattfand, sondern dass der Anstoß von Außenstehenden ausging. Erst Ende des 19. Jahrhunderts drangen Missionare nach China, die sich um die Belange und eine adäquatere schulische Bildung blinder Chinesen bemühten. Bis dato verweilten Blinde in China nicht nur in einer Finsternis, die ihr zerstörtes Sehvermögen betraf, sondern häufig auch ihr gesamtes Leben. Jenes war geprägt von Leid und einem stetigen Kampf ums nackte Überleben. Blinden standen schließlich nicht allzu viele Möglichkeiten offen, ihren buchstäblichen Überlebensunterhalt zu verdienen und sich in irgendeiner Form einen Platz in der Gesellschaft zu sichern. Hatten sie das fragwürdige Glück, nicht gleich von ihren Familien als unnütz angesehene, wertlose Lebensformen beseitigt zu werden, war ihnen ein Leben beschieden, das seinen Sinn darin fand, Berufen wie dem eines wandernden Musikers, Geschichtenerzählers, Wahrsagers oder schlicht dem eines Bettlers, nun auf dem Bodensatz der Ge-

sellschaft angekommen, nachzugehen. Nicht selten wurden blinde Kinder auch an Bordelle verkauft.

Dem Missionar W. H. Murray gelang es schließlich Ende des 19. Jahrhunderts, ein auf der Punkt-schrift basierendes System zur Darstellung der Laute im Chinesischen zu entwickeln. Dank dieser Entwicklung konnten blinde Chinesen innerhalb weniger Monate lesen lernen. Als bald wurden auch die ersten Blindenschulen in China eröffnet. Bis heute verbessert sich die Situation blinder Chinesen stetig, wenn vielleicht auch noch nicht zufriedenstellend, sowohl in medizinischer Hinsicht (viele Blinde können durchaus Heilung oder Besserung erfahren) als auch auf dem Bildungssektor.

Eine chinesische Blindenschrift

Die wohl bekannteste und eigentlich auch gängigste Blindenschrift für das Chinesische basiert auf dem Sechspunktsystem der Brailleschrift. Die Brailleschrift, von Louis Braille entwickelt, ist ein System, bei dem in Papier gepresste Punkte Erhebungen bilden, die von Blinden erfühlt und somit gelesen werden können. Das System besteht aus einer Anordnung von maximal 6 Punkten in zwei Dreierreihen, genau wie bei der Augenzahl 6 auf einem Würfel. Die Punkte tragen dabei folgende Nummerierung und Anordnung: 1 – Oben links; 2 – Mitte links; 3 – Unten links; 4 – Oben rechts; 5 – Mitte rechts; 6 – Unten rechts.

Da es im Chinesischen kein Alphabet gibt, sondern lediglich eine recht stattliche Anzahl von Schriftzeichen, ist es wohl wenig überraschend, dass die chinesische Blindenschrift eher auf einer phonetischen Darstellung der Sprache basiert, genauer gesagt: auf einer Umsetzung von Lauten in die Brailleschrift. In der chinesischen Schwarzschrift, d.h. in der Schrift für Sehende, wird normalerweise jeder gesprochenen Silbe ein Schriftzeichen zugeordnet. Damit das System vergleichsweise übertragbar ist, braucht es in der chinesischen Brailleschrift ein wenig mehr Raum. Im Grunde bewegt sich die Anzahl zwischen ein und drei Braillezeichen pro Schwarzschriftschriftzeichen. Dies erklärt sich recht simpel aus der notwendigen, aber geschickten Aufspaltung einer gesprochenen Silbe (= Schriftzeichen) in folgende 3 Bestandteile (vgl. auch Tabelle):

ANLAUTE: Konsonanten am Anfang der Silbe. Sie bilden das erste Braillezeichen für ein Schriftzeichen.

SCHLUSSLAUTE: Vokale (dem aufmerksamen Chinesischlerner fällt dabei auf, dass die Schlusslaute n, ng und r im Chinesischen keine richtigen Konsonanten sind, sondern eher Variationen eines Auslauts – z.B. meint mein Opa immer, die Chinesen machten recht kehlige Laute –; andere Schlusslaute sucht man vergeblich. Sie bilden

Laut	Punkte	Laut	Punkte
Anlaute			
b	12	Klammer zu	6, 23
c	14	Eckige Klammern	56, 23
d	145	Schlusslaute	
f	124	ye, ie	15
g, j	1245	yi, i	24
h, x	125	wo, uo	135
r	245	er	1235
k, q	13	wu, u	136
l	123	an	1236
m	134	wei, ui	2456
n	1345	yang, ang	1346
p	1234	wai, uai	13456
ch	12345	yuán, uan	12346
s	234	wa, ua	123456
t	2345	ou	12356
z	1345	ei	2346
sh	156	yue, ue	23456
zh	3	ying, ing	16
Töne			
1	1	yín, ín	126
2	2	yán, ián	146
3	3	yǒng, iǒng	1456
4	23	yá, iá	1246
Interpunktion			
Satzpunkt	5, 23	wán, uán	12456
Komma	5	you, iu	1256
Fragezeichen	5, 3	ai	246
Ausrufezeichen	56, 2	wen, un	25
Doppelpunkt	25	weng, ong	256
Pause	4	o, e	26
Strichpunkt	56	ao	235
Gedankenstrich	6, 36	wang, uang	2356
Auslassungspunkte	5, 5, 5	ang	236
Mittelpunkt	6, 3	a	35
Klammer auf	56, 3	en	356
		yao, iao	345
		yu, u	346
		eng	3456
		yun, un	456

das zweite Braillezeichen für die Umsetzung des Schriftzeichens. Im Gegensatz zu den Anlauten können diese bereits allein ein komplettes Schriftzeichen wiedergeben.

TONZEICHEN: selbsterklärend – das Zeichen gibt, wenn notwendig, den Ton der Silbe an und bildet den dritten und letzten Teil der Transkription.

Ganz interessant erscheint mir hier eine Gemeinsamkeit, derer ich mir zu Beginn gar nicht so bewusst war. Das System in seiner Aufspaltung trägt Züge des im 20. Jahrhundert entwickelten, chinesischen Lautalphabets *Zhuyin* 注音 (anderen vielleicht auch als *Bopomofo* 博破魔佛 geläufig). Dieses System ist eine nichtlateinische, phonetische Transkription der chinesischen Schriftzeichen, welches eine Aussprachehilfe darstellen soll. Es ist grob vergleichbar mit den japanischen Katakana und Hiragana. Die Aufspaltung der Laute in der Blindenschrift scheint dem System des *Zhuyin* zwar nicht vollständig, aber überwiegend zu folgen.

Die chinesische Brailleschrift verwendet aber reguläres *Pinyin* 拼音 als Umschrift. Die Tast- und Leserichtung verläuft, der üblichen Brailleschrift und all ihren differenzierten Arten folgend, regulär von links nach rechts.

Wie funktioniert die chinesische Blindenschrift?

Schauen wir uns das am hilfreichen Beispiel «Bitte warten Sie einen Moment!» an:

候	候	候	–	倍	!
⠠	⠠	⠠	⠠	⠠	⠠
⠠	⠠	⠠	⠠	⠠	⠠
Qing	ni	deng	yi1xia		!

Wie man sieht, haben wir das *q* als Anlaut (vgl. Tabelle Punktanordnung 13) und das *ing* als Vokal/ Schlusslaut (vgl. Tabelle Punktanordnung 16), das zu *ing* wird. Beides zusammen ergibt dann *qing*. Beim *yi* (Punktanordnung 24) ist der erste Ton angefügt worden (Punktanordnung 1). Das Ausrufezeichen besteht aus einer Zusammensetzung der Punktanordnungen 56 und 2. Und ganz sichtbar sind hier auch die Leerräume zwischen den einzelnen Worten. Wieso *ying* zu *ing* wird, nur bei der Silbe *yi* ein Tonzeichen steht und es Leerräume in der Umschrift gibt, erklärt sich aus folgenden Sachverhalten:

Einigen Braillezeichen können zwei verschiedene Laute zugeordnet werden. Trotz allem entstehen dabei keinesfalls Missverständnisse in der Lesung, denn im modernen Chinesisch gibt es bestimmte Lautkombinationen, die nur in dieser Form auftreten. Man betrachte zum Beispiel die Anlaute *g* und *j*.

Einem *g* folgt im Chinesischen nie ein *i* und einem *j* nie ein *a*. Demnach ist *g/j* mit *iang jiang* und *g/j* mit *ang* automatisch gang. Des Weiteren teilen sich z.B. *ye* und *ie* ein Braillezeichen. Steht *ye* allein, wird es als *ye* gelesen, folgt einem Konsonanten ein *ye* bleibt es ein *ie*, z.B. in *xiexie* für das Wort «Danke», die eigentliche Form wäre aber: *xyexye*. Gleiches gilt für das obige Beispiel mit *ying* und *ing*. Blinde müssen sich dank dieser Besonderheit in diesem System schlicht weniger Punktkombinationen merken.

Überraschenderweise scheint die Verwendung von Tonzeichen nicht ganz so häufig zu sein, wie ich zunächst vermutet hätte. Das heißt, nicht hinter jedem Schriftzeichen in Brailleumschrift steht das theoretisch zugehörige Tonzeichen. Nur bei Silben, bei denen durch ihre massive Mehrdeutigkeit Eingrenzungen gemacht werden müssen, scheinen Tonzeichen sinnvoll, zum Beispiel bei der Silbe *yi*. Hier helfen die vier Tonzeichen bereits, eine deutliche Eingrenzung in der Bedeutung vorzunehmen. Zum Beispiel kann *yixia* sowohl «mal kurz» als auch «unterhalb» bedeuten. Bei ersterem Beispiel wird *yi* dann im ersten Ton, beim zweiten Beispiel im dritten Ton gesprochen und mit dem entsprechenden Tonzeichen versehen, um eine deutliche Unterscheidung vorzunehmen und eine Verwechslung zu minimieren.

Außerdem werden Tonzeichen verwendet, wenn einer Silbe mit einem unterdrücktem Vokal (z.B. *shi*, *zhi*, *chi* etc. – bei allen ist das *i* stumm und nicht hörbar) eine Silbe ohne Konsonant folgt, z.B. *ying* bei *shiying* 適應 (entsprechen, sich anpassen). Da das *i* im *shi* unterdrückt ist, schreibt man in der Brailleschrift passenderweise nur den Anlaut *sh* und setzt das Tonzeichen für den zugehörigen vierten Ton zwischen *sh* und *ying/ing*. Das hilft dem Lesenden gleichzeitig, die zwei Silben voneinander abzugrenzen und verhindert die Lesung als *shing* (was es natürlich im *Pinyin* nicht gibt). Geschrieben wäre es dann also eher eine Art *sh'ing*, bei dem der Apostroph hier den 4. Ton kennzeichnet und damit als Abgrenzung wahrgenommen wird.

Würde man bei jeder Silbe das Tonzeichen mit-schreiben, würden alle Brailleumschreibungen aus mindestens 2 Komponenten bestehen. Da die Umschrift aber primär für chinesische Muttersprachler entwickelt wurde, ist dies eigentlich nicht unbedingt immer notwendig, da sie beim Lesen schon aus dem Kontext das Wort erschließen können und die nötige Betonung bereits kennen. Dadurch wird eine Verwechslung mit anderen Wörtern stark reduziert.

Wie bekannt sein dürfte, kennt das Chinesische keine Leerräume nach zusammengehörenden Schriftzeichen. Alle Schriftzeichen stehen also, ohne ein sinntrennendes Leerzeichen, hintereinander. Dies ist in der Brailleschrift aber nicht möglich und es muss zwingend zwischen jeder Sinneinheit ein Leerraum gelassen werden. Die Begründung hierfür ist offensichtlich. Die Brailleschrift ist eine reine Wiedergabe von Lauten und im Chinesischen gibt es nur einen begrenzten Fundus von Lauten. Das heißt, die Bedeutung eines Schriftzeichens oder Wortes erschließt sich dem Sehenden beim Lesen des Schriftzeichens, auch bei Schriftzeichen mit gleicher Aussprache.

Hat man nur den Laut bzw. die Pinyin-Umschrift und nicht das Schriftzeichen, wird es sehr schwierig, die richtige Bedeutung zu erkennen und deshalb werden alle Wörter durch Abgrenzung voneinander dargestellt. So kann die schiere Fülle an Bedeutungen zunächst recht gut eingegrenzt werden. Ich möchte dies an einem Beispiel illustrieren: Betrachten wir die einzelnen Komponenten des Wortes wanju.

wan kann unter anderem heißen: 10.000, spielen, beenden, Bucht, Schüssel, abends usw. ju kann unter anderem heißen: Satz, Gerät, hochheben, Behörde usw.

Grenzt man jetzt das Wort wanju als Einzelnes in einem Text durch die Verwendung von Leerräumen davor und dahinter ab, so verbleiben wesentlich weniger Bedeutungsmöglichkeiten und durch den Kontext kann schneller erschlossen werden, worum es sich hierbei vermutlich handeln wird: z.B. um Spielzeug. Jedem Sehenden wird bei der Beherrschung entsprechender und zutreffender Schriftzeichen in der Schwarzschrift hingegen sofort klar sein, dass wanju Spielzeug bedeutet.

Es scheint demnach äußerst sinnvoll zu sein, das moderne Hochchinesisch bereits zu beherrschen, wenn man einen Text in chinesischer Blindenschrift lesen will. Wenn es nicht bereits ein abgewandeltes System für Dialekte gibt, so werden dort sicherlich Probleme auftauchen.

Ebenso können mit diesem System vormoderne, klassische Texte nicht eindeutig wiedergegeben werden. Mir ist nicht bekannt, ob es bereits ein

System gibt, welches Blinden einen einfacheren Zugang zu solchen Texten ermöglichen kann. Ich denke, dies ist aber auch nicht die primäre Fragestellung für Blinde in China und deren Schriftsystem. Primärziel scheint immer noch zu sein, erst einmal so vielen Blinden wie möglich einen Zugang zu Bildung zu verschaffen.

Quellen:

1. <http://www.braille.ch/pschin-d.htm>; «Enzyklopädisches Handbuch» von Alexander Mell aus dem Jahr 1900;
2. <http://www.dvbs-online.de/horus/>

Michael Kahlert

studiert im siebten Semester Sinologie an der Universität Leipzig, ferner Japanologie im dritten Semester und ist Mitglied der neuen Redaktion von Dianmo.



Xiyouji und die Moderne

wie Mangahelden eine alte Legende ins 20. Jahrhundert überführen

von **Salome Foltin**

Basierend auf der historischen Indienreise des Mönchs Xuanzang 玄奘 (600-664), der trotz Ablehnung seines Reisegesuchs durch den Tang-Kaiser Taizong 太宗 zur Beschaffung buddhistischer Schriften die beschwerliche und gefährvolle Reise «gen Westen» antrat, kam es in der Folge zur Legendenbildung sowie zu mehreren literarischen Umsetzungen des historischen Stoffes. Diese fanden schließlich in Wu Cheng'ens 吳承恩 (ca. 1506-82) 100 Kapitel umfassenden Xiyou ji 西遊記 ihren Höhepunkt. Was den Inhalt betrifft, geht es in «Reise nach dem Westen» vordergründig um die jahrelange Pilgerfahrt des Mönchs Tripitaka aka Sanzang 三藏, die dieser auf Geheiß des Kaisers Taizong bzw. durch Einmischung des Bodhisattvas Guanyin 觀音 antritt, darin jedoch schon sehr bald von seinen zwangsverpflichteten Beschützern Sun Wukong 孫悟空 (der Affenkönig), Sha Wujing 沙悟淨 (das Wasserungeheuer) und Zhu Bajie 豬八戒 (der Schweinedämon) unterstützt wird, um nach der Erfüllung von neunmal neun Aufgaben mit ihnen gemeinsam des Buddhas heilige Schriften nach China zu bringen. Der wahre Held des Buches ist allerdings nicht die «gezielte Karikatur eines frommen Mönchs» Tripitaka, der mit dem historischen Vorbild Xuanzang kaum noch Ähnlichkeiten aufweist, sondern vielmehr der Affe Sun Wukong.

Eben jener «Affe» ist es nun auch, den japanische Mangaka derart inspirierend fanden, dass sie mit seinen Abenteuern ganze Serien füllten. Im vorliegenden Aufsatz sei hierfür vor allem auf zwei Beispiele eingegangen: zum einen Minekura Kazuyas Saiyuki, zum anderen Toriyama Akiras Dragonball. Anhand derer soll untersucht werden, unter welchen Prämissen das Xiyouji-Material in die fernöstlichen Comics eingearbeitet wird.

Saiyuki und Dragonball

Minekuras Mangaserie Saiyuki (auch Gensōmāden Saiyūki 幻想魔伝最遊記) erschien von 1996 bis 2002 in Fortsetzungen im Shōnen-Mangamagazin Monthly GFantasy des japanischen Enix-Verlags und kam dabei auf insgesamt 9 Einzelbände, die u.a. auch in Deutschland verlegt wurden.

Ins vorgelagerte Artwork zu Band V eingebettet wird dort zum ersten Mal das Leitmotiv bzw. Thema des Mangas in englischer Sprache auf den Punkt gebracht: «Togenkyo used to be a world where humans and ghosts could live together in peace. But suddenly the ghosts have begun attacking humans. The attack is part of an evil plan to revive the Great Evil Phantom, Gyumao, who has been sealed in a tomb for 500 years. Heaven sends emissary Genjo Sanzo to the far western kingdom of Tenjikukoku with three companions: Son Goku, Sha Gojyo and Cho Hakkai. The four must prevent Gyumao from being completely resurrected and find out who is responsible for the evil plan.»

Wiederum steht also eine Reise, die von Guanyin, einer/m geschlechtlich ambivalenten Bodhisattva, initiiert wurde, im Vordergrund und ist doch nur Mittel, um die nicht nur durchgehend in menschlicher Gestalt, sondern noch dazu «besonders ästhetisch» visualisierten Beteiligten näher zu charakterisieren. Der Priester Genjo Sanzo 玄奘三藏 lässt sich hierbei der Figur des Tripitaka zuordnen, das «Affenkind» Son Goku 孫悟空 dem Sun Wukong des Romans, der Halbdämon Sha Gojo 沙悟淨 ist Sha Wujing (die japanische Übersetzung des Namens) und Cho Hakkai 豬八戒 Zhu Bajie. Abweichend vom Roman versucht das Manga vor allem psychologische Aspekte zu betonen. Um sich die Lesergunst zu sichern, werden ferner die dunklen und oftmals grausamen Vergangenheiten der Charaktere in Rückblenden ausgeleuchtet.

Beispielhaft sei hierfür Sha Gojos Geschichte angeführt: In Kap.6, «Die schöne Wäscherin – Cleaning Beauty» (Saiyuki Bd. II, S.8 ff.) erfährt man, dass er ein «unerlaubtes» Kind mit roten Augen und roten Haaren ist. Die Geschichte lebt von den durch Tabubrüchen und unerwarteten Grausamkeiten ausgelösten Schockmomenten. So ist Sha Gojo etwa ein Produkt einer Liebe zwischen einem Dämon und dessen menschlicher Geliebten. Nach dem Tod seines Vaters wird das kleine Kind von der dämonischen Stiefmutter körperlich misshandelt. Äußerst

übel noch dazu! Allein der ältere Bruder steht dem jüngeren bei. Doch ist seine Methodik darin vielleicht ein wenig verstörend, denn gewissermaßen lenkt er die eigene Mutter vom verhassten Stiefkind nur ab, indem er mit ihr schläft (Inzest!), solchermaßen ihre Besessenheit für den verstorbenen Gatten ausnutzt, den sie im Sohn zu erkennen glaubt. Wem dies verwirrend anmutet, sei gesagt: In erster Linie handelt es sich hier auch um Wahnsinn. Wahnsinn tropft aus den Bildern, Wahnsinn fließt in die Worte. Und vielleicht ist es auch Wahnsinn, der die Mutter am Ende trotz des Opfers ihres eigenen Sohnes dazu verleitet, auf das Stiefkind mit einer Axt loszugehen. Wieder einmal ist es der ältere Bruder und Vollblutdämon, der den jüngeren vor ihrer Wut und Eifersucht rettet, und diesmal nicht einmal mehr vor Mord an der eigenen Mutter zurückschreckt. Nach dieser letzten «Sünde» zieht er es jedoch vor, sang- und klanglos aus Sha Gojos Leben zu verschwinden, der seinerseits sein Lebtag nicht mehr aufhört, nach dem Halbbruder zu suchen. Eine gewisse Todessehnsucht und Aufopferung im Dienste geliebter Menschen gehören bei Saiyuki zum Standardrepertoire. So scheint das Halbblutkind sein Schicksal bereits akzeptiert zu haben:

«Sie musste immer weinen, wenn sie das Gesicht des Mannes, der mich liebte, und das Gesicht der anderen Frau in mir sah. Ich dachte, wenn meine Mutter [gemeint ist hier die Stiefmutter] aufhört zu weinen, wenn ich tot bin, dann will ich sterben.»

Fast schon im krassen Gegensatz zu dieser weltverneinenden Poesie steht Toriyamas Adaption des klassischen Stoffes. Sein Dragon Ball lief von 1984 bis Mitte 1995 als Serie im Magazin Shōnen Jump des japanischen Shueisha-Verlags und war extrem erfolgreich. So hat es die Serie im Buchnachdruck nicht nur auf 42 Bände gebracht, sondern auch Shōnen Jump selbst wurde mit 6,3 Mio. Exemplaren zur meistverkauften Zeitschrift der Welt. In ganz Japan gründeten sich Fanclubs, ab 1986 wurden Zeichentrickserien zum Manga im Fernsehen ausgestrahlt, die es sogar auf 500 Episoden brachten. Konsolenspiele, Musik-CDs und Action Toys spielten Milliardenumsätze ein. 2009 wurde außerdem ein Dragonball-Realfilm mit internationaler Schauspielbesetzung vom US-amerikanischen Filmstudio 20th Century Fox produziert.

Der Held in Dragon Ball ist der kleine Junge Son-Goku, der als Reminiszenz an seine wahre Natur anfangs noch einen Affenschwanz hat; dieser wird zwischenzeitlich abgehakt, wächst letztlich aber wieder nach. Eines Tages wird der unbedarfte Naturbursche, der seit dem Tod seines «Großva-

ters» alleine in der Wildnis lebt und überlebt, von dem Mädchen Bulma mit der Moderne und dem Geheimnis der Dragon Balls konfrontiert: die Kugel, die Son-Goku bislang als Andenken an seinen Großvater aufbewahrt hat, ist in Wirklichkeit einer von sieben Dragon Balls. Bringt man alle sieben zusammen, erscheint der Drache Shenlong und erfüllt einen Wunsch. Natürlich sind Son-Goku und Bulma nicht die Einzigen, die auf der Suche nach den Dragon Balls sind, die von Bulma überdies in westlicher Richtung geortet werden, was Anlass zu zahlreichen Abenteuern und Verwicklungen ist.

Sie stoßen auf den ewig lüsternen Alten Muten-Roshi, der Son-Goku als Dank für die Rettung seiner moralisierenden Schildkröte die Wolke Jindujun schenkt. Sie trägt allerdings nur Leute mit reinem Herzen, wie Son-Goku einer ist. Muten-Roshi ist im Grunde eine Parodie auf den Patriarchen Subodhi, bei dem Sun Wukong im Roman die geheimen Künste erlernt. Mit Oolong wird alsbald die Dragonball-Ausprägung von Zhu Bajie präsentiert. Auch hier wandelt das Schwein beim ersten Zusammentreffen auf Freiersfüßen, ist dem Affen im Kampf hoffnungslos unterlegen und wird als Begleiter für ihre Reise zwangsverpflichtet, der er sich überdies laufend zu entziehen versucht. Schon am Ende des 2. Bandes kommt es zur Zusammenführung sämtlicher Dragon Balls. Der Drache erscheint, erfüllt den unsinnigen Wunsch nach einer Mädchenunterhose, woraufhin sich die Dragon Balls wieder über das ganze Land verstreuen und die Suche solcherart erneut beginnen kann.

Manza und die moderne Adaption des klassischen Stoffes: Konvergenzen und Divergenzen

Wie bereits angedeutet, steht bei Dragon Ball, zum Genre der Boys' Manga zählend, nebst dem Wettkampf vor allem die Parodie und der Witz, oftmals mit sexueller Pointe, im Vordergrund. Z.B. in Kap. 4 «Die Wolke Jindujun»: Um von Muten-Roshi dessen Dragon Ball zu bekommen, ist Bulma nur zu bereit, ihm ihr Höschen zu zeigen, ist dabei jedoch durch Son-Gokus Verschulden «unten ohne», was ihr zu spät schmerzhaft ins Bewusstsein dringt. Muten-Roshi allerdings ist – aus unerfindlichen Gründen unter heftigem Nasenbluten – überaus entzückt.

Wenn man nun die literarische Vorlage mit den Mangaumsetzungen vergleicht, wird augenscheinlich, dass die Grundgeschichte strenggenommen nur Auftakt für eine Unzahl an Abenteuern und Kampfhandlungen ist, die sich der jeweilige Mangaka jedoch selbst aus den Fingern gesogen hat. Ebenso wird in beiden Ausprägungen eine gewisse Modernisierung vorgenommen: Saiyuki erhält seinen

modernen Touch u.a. dadurch, dass die Hauptfiguren Zigaretten rauchen und Bier aus Dosen trinken, der Priester mit einer Schusswaffe kämpft, in Herbergen die Kreditkarte der Götter vorgezeigt wird und ein wasserfester Filzstift zur Verlängerung der Lebenslinie Verwendung findet. In Dragon Ball kann Bulma aus Hoipoi-Kapseln – angefangen vom Auto über einen Helikopter bis hin zum mit allem technischen Schnickschnack versehenen Haus – alles hervorzaubern und auch wieder darin verstauen.

Auf die im Roman beschriebene Hässlichkeit, die Tripitakas Begleiter auszeichnet, wird wohlweislich im Manga verzichtet, denn ein japanischer Mangaka ist zwar – bestimmte Arten der Pornographie ausgenommen – keineswegs wie sein chinesischer Kollege der Kontrolle und Zensur unterworfen, aber – noch weitaus schlimmer – er muss sich dem Druck des harten Wettbewerbs beugen. Das heißt somit, dass man als Zeichner, der wie in Japan üblich zunächst in einer Zeitschrift verlegt wird und dessen Serie bei mangelndem Erfolg auch sehr schnell wieder eingestellt werden kann, lieber alles unterlässt, was das Publikum verstimmen könnte. Ganz im Gegenteil, man kommt den Wünschen des Zielpublikums entgegen. Oftmals schlägt sich auch ein gewisser Zeitgeist oder eine Modeerscheinung in der Wahl des Genres, Themas, bestimmter Symbolik oder selbst des Zeichenstils nieder. In Saiyuki, Bd. V, S.77 reißt sich Cho Hakkai z.B. selbst ein Auge aus, um es dem Dämon als Austausch für die Augen des toten Bruders anzubieten. Das Motiv des zerstörten Auges wird jedoch auch häufig von anderen Mangaserien der «düsteren Fantasy» aufgegriffen, z.B. bei Kaori Yukis «Neji», CLAMPs «X», Yōko Matsushita «Yami no matsuei» etc.

Es dürfte auf der Hand liegen, dass der Grundgedanke des Xiyou ji, buddhistische Schriften nach China bringen zu müssen und auf diesem Weg Läuterung zu erfahren, um schließlich zum Buddha zu werden, für den modernen Jugendlichen lebensfern wirkt. «Dämonen» und Monster allerdings sind ein Dauerbrenner, ebenso das Überwinden zahlreicher Hindernisse, Prüfungen oder eben von «81 Aufgaben», um am Ende sein gestecktes Ziel doch noch zu erreichen. Demgemäß verwendet der Mangaka nur die Elemente, die er für seinen Manga gebrauchen kann oder das, was ihn persönlich interessiert. Insbesondere, da es sich bei Xiyou ji um einen chinesischen Mythos und nicht um japanisches Erbe handelt. Ferner sind Dragon Balls sexuelle Anzüglichkeiten und Homoerotik im Werk Saiyukis beide der Erkenntnis geschuldet, dass ein wenig Sexappeal einem Manga und seinen Verkaufszahlen nur guttun kann.

Schlussbetrachtung

Und dennoch gibt es zumindest bei einem der Manga eine erstaunliche Parallele zum Xiyou ji, die sich sicherlich nicht auf den ersten Blick erkennen lässt. Wer Saiyuki liest, blickt in seelische Abgründe; die Reise der Gefährten in die westlichen Gebiete des Dämonenreiches kann man auch als eine Art Selbstfindungstrip verstehen. Doch auch der Roman selbst kann, losgelöst von der äußeren Suche nach den Schriften, als Reise in das Innere des menschlichen Geistes gelesen werden, als innere Suche nach dem Ich, welche gleichsam das zentrale Problem der Selbstkultivierung im neokonfuzianischen Denken der Ming-Zeit ist. In psychologischer Hinsicht könnte man somit eine Ähnlichkeit ausmachen, die jedoch keineswegs dem Umstand geschuldet ist, dass man sich hier bewusst an die literarische Vorlage hielt.

Als Weisheit letzter Schluss kann gesagt werden, dass im 20./21. Jahrhundert die «Erkenntnis», wie interessant alte chinesische Überlieferungen noch immer sein können, vielleicht nur in anderer Form an den modernen Leser herantreten muss. Mithin nicht mehr im Gewand eines Romans, sondern bisweilen in Form eines japanischen Comics. Denn nicht immer ist Erkenntnis so leicht zu erlangen, wie sie einem taoistischen Priester im Xiyou ji zukam: In Kapitel 45 plündern Sun Wukong und Zhu Bajie zusammen mit Sha erst die Opfergaben in einem taoistischen Tempel, um daraufhin als angebliche Gottheiten den taoistischen Priestern zum Dank und im Austausch für die Gaben heiliges, Unsterblichkeit versprechendes Wasser zu überlassen. Einer der Priester erkennt jedoch nach Verkosten instinktiv, was er wirklich getrunken hat: «it smells somewhat like hog urine!»

Quellen:

Minekura Kazuya: «Saiyuki», Band 1-9, in der dt. Übersetzung von Dorothea Überall, Carlsen Verlag, Hamburg 2003; Yu, Anthony C. (Hrsg. und Übersetzer): «The Journey to the west», Band 1 – 4; The University of Chicago Press, Chicago and London 1977-1983; Toriyama Akira, «Dragon Ball», Sammelbände 1 bis 5: in der dt. Übersetzung von Junko Iwamoto & Jürgen Seebeck, Carlsen Verlag, Hamburg 2009)

Salome Foltin

Salome Foltin studiert im siebten Semester an der Universität Leipzig Sinologie, im Wahlfach Alte Geschichte. Sie ist Mitglied der neuen Redaktion von Dianmo.



Die Stimme der Gefangenen

Mit seinem neuen Buch legt Liao Yiwu ein erschütterndes Zeugnis ab über die Gefängnisse Chinas in den 90er Jahren.

Eine Lesungs-Rezension von

Hermann Bessonov

L
I
T
E
R
A
T
U
R

«Wie konnten Sie nach solchen Erfahrungen denn überhaupt weiterleben?», fragt eine ältere Dame leise. Betroffene Stille im kleinen Saal des Ostasiatischen Instituts der Universität Leipzig. Eine Frage, wie sie vielen von uns in diesem Moment im Kopf herumspukt.

Der Autor begegnet ruhig dem Blick der Frau, während die Frage übersetzt wird. Sobald er versteht, beginnt Liao Yiwu mit festem Ausdruck zu sprechen. Obwohl für viele Teilnehmer der Lesung unverständlich, ist doch spürbar, dass dieser Mann seine Worte sicher und bewusst setzt. Nicht ein Mal gerät er ins Stocken.

Sein einziger Halt während und nach den Erlebnissen sei der Drang gewesen, diese niederzuschreiben, sagt er. Die Welt solle erfahren, wie es sich zuträgt, denn zu viele seiner Mitmenschen mussten erleiden, was er erlitt, und haben es nicht überlebt. So habe er das Gefühl, dass, würde er aufhören zu schreiben, ihn ebenfalls die Kraft zum Leben verlassen könnte. Wie man ihm so beim Sprechen zusieht, glaubt man Liao diese erschütternden Worte. Ein langer Kampf ist es gewesen, das Buch bis zur Veröffentlichung zu bringen. Außerhalb Chinas, wohlgemerkt. Dabei sind es gerade die Menschen dort, die Liao zur Kenntnis nehmen sollten.

1989, Peking – etwa zweieinhalb Jahrzehnte früher. In der Nacht nach den Geschehnissen auf dem Tiananmen-Platz verfasst der 31-jährige Liao Yiwu das Gedicht «Massaker» und verbreitet es in weiten Kreisen auf Tonband. Es wird ihn für vier Jahre ins Gefängnis bringen. Nach der Freilassung

im Jahre 1994 wird er sein bisheriges Leben und alte Beziehungen zerstört wiederfinden. Man scheut den Kontakt mit Dissidenten. Der Neuanfang am Boden der Gesellschaft wird ein schwieriger sein. Von jener Zeit in den Fängen des chinesischen Haftsystems erzählt das neueste Werk Liao Yiwus. «Für ein Lied und hundert Lieder» ist ein Zeugenbericht, der nichts beschönigt oder auslässt. Der Leser wird schonungslos mit den Schrecken konfrontiert, die Liao in der Zeit seiner Gefangenschaft durchleben musste. Gleich vor Ort hat er die Abgründe menschlichen Handelns in größter Heimlichkeit mit Bleistiftstummeln auf Papierfetzen festgehalten. In einer Sprache, die die Realität bestürzend nahe bringt. Die mehrmalige Konfiszierung und Vernichtung seiner Notizen hat Liao nicht davon abhalten können, sie uns zugänglich zu machen.

Es ist eben dieses Werk, das uns zur Lesung im Zuge der Leipziger Buchmesse 2012 hingezogen hat. Unvorstellbar, dass Menschen solche Gräueltaten erleiden, sie überleben. Und nun sitzt einer von ihnen vor dir und sieht immer noch aus wie ein «normaler» Mensch. Es ist schwierig in Worte zu fassen, welche Gefühle und Gedanken dich in so einem Moment durchströmen. Was vorher nur auf dem Papier stand – durch seine unmittelbare Anwesenheit wird es noch um einiges glaubwürdiger und fassbarer. Diese Situation schlägt sich eindringlich in der Atmosphäre der Veranstaltung nieder.

Es ist keine gewöhnliche Lesung. Drei Personen stellen sich vor: In der Mitte natürlich Liao Yiwu. Ihm zur Seite jeweils Tienchi Martin-Liao vom unabhängigen chinesischen P.E.N. (poets, essayists, nove-

lists) -Zentrum und ihr gegenüber Herbert Wiesner, Generalsekretär des Deutschen P.E.N.-Zentrums. Letzterer bietet dem Publikum mithilfe seiner in der Zeitung «Die Welt» veröffentlichten Rezension des Buches einen Einstieg in das schwierige Thema.

Anschließend folgt die eigentliche Lesung eines Auszuges aus dem Werk, abwechselnd vorgetragen auf Chinesisch von Liao und auf Deutsch von Herbert Wiesner. Die vom Autor gewählte Passage ist eine etwas andere Darstellung des Lebens in einer Gemeinschaftszelle. Sie handelt nicht von den Schikanen der Gefangenschaft, sondern ist vielmehr ein humorvoller Ausdruck der Illusionen und Hoffnungen, die die Häftlinge entwickeln, um dem Alltag beizukommen: Der Anführer, den es in der hierarchischen Dynamik einer Gemeinschaftszelle zwangsläufig gibt, möchte im Zuge seines wahrscheinlich bevorstehenden Todesurteils eine großartige Totenfeier für sich ausgerichtet haben, «wie sie der Vorsitzende Mao nicht besser erhalten hat». Jedem Beteiligten werden unterschiedliche Aufgaben zugeteilt und es ist rührend, mit welchem Eifer und Einfallsreichtum diesen nachgegangen wird. Schließlich spielt der dem Tode Geweihte selbst den Toten unter dem Leichentuch, während alle anderen sich um ihn herum versammeln und die feierliche Zeremonie mit Ansprachen und Liedern begehen. Bald darauf wird er wirklich mit dem Tode bestraft.

So komisch die Szenerie einer andächtigen Trauerfeier in einem Gefängnis erscheinen mag, so erschreckend klar gibt sie die emotionale Welt der Insassen wider, die sich zuletzt nichts anderes wünschen, als ihre Menschenwürde wiederzufinden, die sie irgendwo zwischen den nie enden wollenden Stromschlägen und Erniedrigungen verloren haben müssen. Wenn Liu Xiaobo in einem dem Zeugenbericht vorangestellten Brief an Liao bemerkt: «Die Menschen sind tot, nur die Hunde sind davongekommen! Bin ich ein Hund? Sind wir alle Hunde? Jetzt nur kein Selbstmitleid! Hunde sind wenigstens noch Hunde, verdammt noch mal, aber sind die Chinesen noch Menschen?», so statuiert Herbert Wiesner in seiner Rezension letzten Endes zu Recht, dass in «Für ein Lied und hundert Lieder» «das Elend des Überlebens große Literatur geworden ist. Sie wird die Gefängnisse überleben. Sie wird, wenn die Zensur ihren Glauben an sich selbst verliert, dazu beitragen, dass die Hunde wieder Menschen werden.»

Nach der Lesung bittet der Autor um Ruhe. In die Stille hinein beginnt eine Darbietung jener Musik, mit deren Hilfe Liao nach der Zeit seiner Gefangenschaft als Straßenmusiker sein Brot verdiente. Ohne Worte gewährt er dem Zuhörer allein mit sei-

ner Stimme einen tiefen Einblick in seine Gefühlswelt und eine weitere Ebene der Verarbeitung der Geschehnisse. Es klingt stark nach einem Trauer- oder Klagegesang, einem Lied für seine verlorenen Mitmenschen.

Während der Vorführung wird ein weiteres Zeugnis der Gefangenschaft herumgegeben: zwei der herausgeschmuggelten Manuskriptblätter. Beindruckende Belege dieser Geschichte, beidseitig bis ins Kleinste vollgeschrieben. Vor allem bei der Betrachtung dieser Dokumente, untermalt von Liaos Musik wird einem wahrhaft vor Augen geführt, wie stark diese Persönlichkeit da vorne sein muss. Wie sehr ihm an seiner Herkunft liegt, dass es ihn unaufhörlich antreibt über unaussprechliche Dinge zu schreiben. Liao Yiwus Bemühungen, genauso wie die aller seiner Mitstreiter, dürfen nicht vergebens gewesen sein.

Hermann Bessonov

studiert im fünften Semester Sinologie an der Universität Leipzig und ist Mitglied der neuen Redaktion von Dianmo.







Chengyu 对牛弹琴 Dui niu tan qin:

Einer Kuh die Laute spielen

von **Nicole Kröger**

依改弹像蚊子、牛蝇和牛犊叫唤的声音，这头牛就摇着尾巴，抬头竖耳了。车融最后说：对没有读过佛经的人直接谈佛经，就像公明依对牛高深的曲子一样。

In uralten Zeiten gab es einen Laute-Spieler namens Gong Mingyi, der sein Instrument sehr gut beherrschte. Eines Tages sah er eine Kuh, die auf einer Wiese graste. Inspiriert von der wunderschönen Umgebung, setzte er sich neben die Kuh und begann vor ihr zu spielen, in der Hoffnung, dass es ihr gefiele. Er spielte mit großer Hingabe, aber die Kuh schien das nicht zu interessieren, denn sie graste unbeirrt weiter. Gong Mingyi verstand alsbald, dass die Kuh die Schönheit seines Spielens nicht verstehen kann und ging weg.

Dieses Chengyu stammt von Mouzi 牟子 aus dem Lihuolun 理惑论 (dt. «Meister Mous Abhandlung über die Beseitigung der Zweifel»), dem ersten Buch über

Buddhismus, das aus der östlichen Han-Dynastie überliefert wurde. Mouzi nimmt diese Geschichte, um seinen Schülern zu erklären, weshalb er keine Literatur aus dem buddhistischen Kanon (Fojing 佛经) zitiert, um den Buddhismus zu erklären, sondern konfuzianische Werke (Rujing 儒经). Laut Mouzi sind seine Schüler ähnlich dieser Kuh; sie würden die buddhistischen Werke sowieso nicht verstehen können.

Dieses Chengyu entspricht ungefähr dem deutschen Sprichwort «Perlen vor die Säue werfen». Es bedeutet, etwas Wertvolles für jemanden zu tun, der es nicht zu würdigen weiß. Demnach ist es sinnlos mit jemandem zu reden oder zu argumentieren, der nicht verstehen kann, was man sagt.



Fortune Favors the Brave

Erfahrungsbericht von

Anja Rommel

S
T
U
D
I
U
M

Praktikum als Fernsehredakteur(in) in Beijing, China: Ab dem 18. August 2010 wird in Nordrhein-Westfalen eine weltweit einzigartige Sendung über China erstmalig ausgestrahlt: «LAI KAN BA – SCHAU MAL REIN. DIE CHINESISCHE STUNDE». «Für diese frische, klischeebrechende Fernsehsendung sucht unser Redaktionsteam in Beijing/China für 6 Monate eine(n) Praktikanten(in) als Verstärkung.»

Mit den Gefühlen Neugier, Freude und Aufregung könnte man meine erste Reaktion beim Lesen des obigen Stellenangebotes beschreiben. Was für eine verlockende Gelegenheit!

Es war inzwischen schon wieder ein ganzes Jahr vergangen, seitdem ich die chinesische Hauptstadt hinter mir gelassen hatte. Erinnerungen an die zwei Auslandssemester an der Volksuniversität Peking begleiteten mich nahezu täglich. Die entspannten Samstage im Pekinger «Art District 798», «麻辣烫» (Mala tang) nach einer durchzechten Nacht oder meine Lieblings-黑车 (heiche)- Fahrer: Ja, Peking war scheinbar zu so etwas wie meiner zweiten Heimat geworden.

Und nun stieß ich zufälligerweise auf ein Praktikums-Angebot, welches mir ansatzweise dieses Leben würde zurückgeben können.

Redaktionelle Arbeit mit einer Entlohnung von 400 Euro im Monat, dazu eine Wohnung in der Nähe des Firmensitzes. Wo war bloß der Haken an der Geschichte?, fragte ich mich. Nachdem ich die Einsicht erlangt hatte, dass ich wahrscheinlich eh keine Chance, andererseits aber auch nichts zu verlieren hätte, entschied ich mich für die Bewerbung. Drei Tage lang übte ich mich in Geduld, dann kam endlich der ersehnte Anruf.

Meine Bewerbung hatte großes Interesse bei der Geschäftsführung geweckt und ehe ich es bemerkte, sah ich mich in ein Vorstellungsgespräch per Mobiltelefon verstrickt. «Könnten Sie sich vorstellen, Un-

tertitel von Filmen zu übersetzen und gelegentlich Beiträge zu synchronisieren?» – Ich bejahte und ertappte mich dabei, regelmäßig zu denken: «Oh Mann, was erzähle ich hier überhaupt?» Am Ende der Unterhaltung versprach man mir die Verkündung der endgültigen Entscheidung innerhalb von wenigen Tagen. An Stelle dessen bekam ich jedoch einige Tage später eine Einladung zu einem Bewerbungsgespräch in Berlin.

Fassen wir es kurz: Umgeben von jungen Bachelorstudenten, hinterließ ich, obwohl totally overdressed, wohl doch einen ziemlich guten Eindruck, denn immerhin verabschiedete sich der chinesische Chef mit der Bemerkung: «Wir sehen uns dann in Beijing.» Nun ja, ich glaube ich hatte damit gepunktet, als Einzige wenigstens ein paar Worte auf Chinesisch aus meinem Mund gepresst zu haben.

Auf einmal ging alles extrem schnell. Ich bekam die Zusage und musste mein Leben in Leipzig schnellstmöglich auf Eis legen. Umzug, bürokratische Hürden, Visum und so weiter – alles wollte gut organisiert sein. Mein Flug war bereits für Ende September gebucht. Von nun an gab es kein Zurück mehr.

Ich hatte so viel um die Ohren, dass ich komplett vergaß aufgeregt zu werden. Erst als ich dann im Flugzeug saß und an die letzten Tage mit meiner Familie und meinen Freunden dachte, fiel mir ein, wie leichtfertig ich diese Entscheidung doch getroffen hatte. War ich mir sicher, dass ich den Anforderungen gewachsen war? Was würde passieren, wenn meine Fähigkeiten nicht ausreichen würden? Nun bekam ich doch ein ungutes Gefühl.

Aber ehe ich mich versah, befanden wir uns schon mitten im Lande-Anflug und gefühlte Minuten später hatte ich bereits einen frischen, wohlriechenden Blumenstrauß in der Hand. Hektisch überreicht von einer rundlichen, nahezu molligen Chinesin mit Mondgesicht, deren chinesischen Namen ich mir

erst nach einigen Wochen tatsächlich einzuprägen schaffte. Egal, ihr unpassend gewählter englischer Name «Daisy» brannte sich schon nach den ersten fünf Minuten in mein Gehirn. Sie redete unaufhörlich und irgendwann schaltete mein Konzentrationsvermögen völlig auf Standby.

der erste Tag zurück in China:

einstündige Fahrt in meine angemietete Wohnung im 16. Stock in Chaoyang / danach sofort ins Büro zur Vorstellungsrunde und Einweisung / in Redaktion die Chefredakteurin und Kölnerin Julia kennengelernt, die mir sofort «Ich muss unbedingt mal unter vier Augen mit dir reden» - Blicke zuwarf / anschließende Besprechung meiner Aufgabenbereiche (Ich habe 50 Prozent von dem verstanden, was sie mir dringlichst kommunizieren wollten) / Entlassung in die «Freiheit» und «entblößendes» Abendessen mit Julia, nach dem ich das erste Mal tatsächlich realisierte, auf was ich mich hier eingelassen hatte.

Und mit diesem Abend begann ein neues Abenteuer im Leben der 25-jährigen Anja: Eine sechsmonatige Achterbahnfahrt durch die chinesische Mentalität und Kuriositäten des Alltags im Reich der Mitte. Dieser Aufenthalt sollte mich um zahlreiche Erfahrungen bereichern, die häufig jedoch gleichermaßen mit neuen Ängsten, Bedenken und regelmäßig auch Konflikten einhergingen.

Was erwartete mich also bei meinem Praktikum in einer chinesisch-deutschen Fernsehredaktion (die deutsche Seite machte ein Viertel der Belegschaft aus), in der die Hälfte der Angestellten fünf Stunden am Tag gespannt 电视剧 (Dianshiju; Soap Operas) im Internet verfolgte?

first im (aka de)-pressions

Kaum hatte ich mich ein wenig an den Büroalltag und meine Übersetzungsarbeiten gewöhnt, schon erreichten mich die schrillen Töne der chinesischen Chefredakteurin, die da schrie: «Es packt sich jeder einen Stuhl oder einen Tisch - wir ziehen um!»

Ich schaute Julia etwas verdutzt an, die mir daraufhin nur einen geschockten Blick zuwarf. Gesagt, getan, wir nahmen unsere Sachen und schleppten sie in ein Wohngebäude gegenüber unseres bald ehemaligen Cubical-Büros.

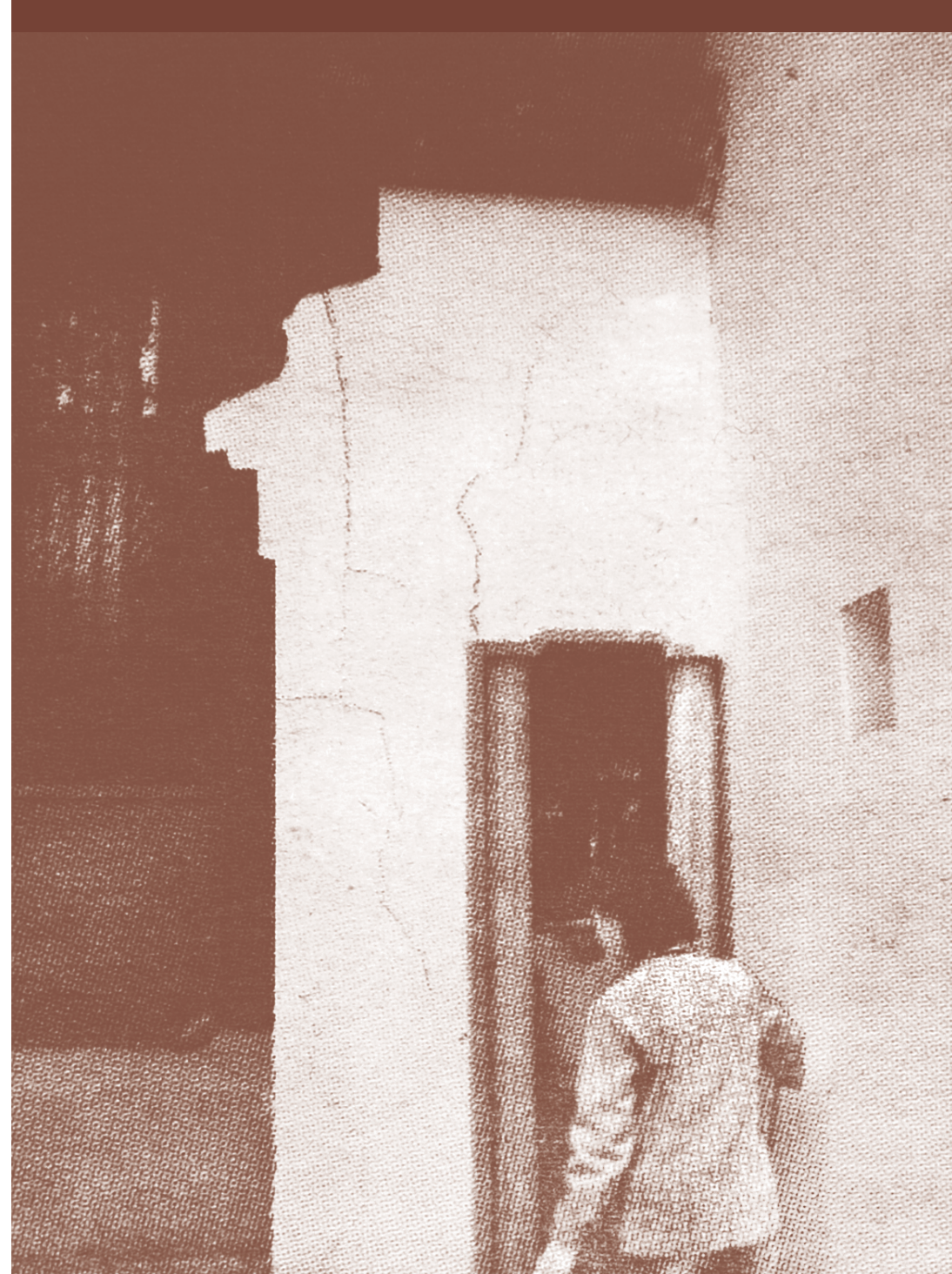
Unsere Ängste bestätigten sich und es handelte sich tatsächlich um eine herkömmliche Wohnung, die zu einer Art Redaktion umfunktioniert werden sollte. Was ein riesengroßer Gesichtsverlust für die Chefin!, dachte ich mir. Seine einzigen Ausländer in solch einem verstaubten Loch voller vertrockneter

Pflanzen arbeiten zu lassen, war echt nicht die chinesische Höflichkeit, die ich gewohnt war. Vor allem in Anbetracht der Tatsache, dass diese Umzugsaktion galant mit einer Aussage des daoistischen Meisters der Chefin begründet wurde, der anscheinend der Meinung war, dass in dem Appartement bessere Strömungen fließen würden. Der Mann konnte diesen Ort davor nie betreten haben. Ansonsten hätte er bemerken müssen, dass es sich bei den besagten «Strömungen» nur um die aus Haaren und Essensresten bestehenden Staubwirbel handeln konnte, die regelmäßig durch unser zukünftiges Büro säuselten. Wenn man es schaffte, die chinesischen Schreigeräusche der Chefredakteurin auszublenden, dann kam man sich plötzlich vor wie in einem alten Westen. Nachdem wir es uns dort ein wenig gemütlich gemacht, die Wohnung offiziell eingeraucht und überall frische 地三鲜 (Disan xian; ein Gericht)-Reste verteilt hatten, war der Arbeitstag auch schon wieder vorbei. Dieser Tag war wirklich purer Reizüberfluss.

So viele Ereignisse an einem Abend zu verdauen ist eine nahezu unmögliche Angelegenheit, aber ich versuchte sie zu bewältigen, indem ich die Abende in Einsamkeit und Chillax-Modus verbrachte und alle LOST-Staffeln innerhalb von eineinhalb Monaten konsumierte. Es war ein wahrer Genuss, mein abendliches 土豆丝盖饭 (Tudou zigai fan; auch ein Gericht) zu bestellen und mich auf meinen Balkon zu setzen, ohne an den alltäglichen Stress zu denken. Ich, die in essig-getränkten Kartoffeln und die Insel - ein beinahe traumähnlicher Zustand. Doch trotz alledem fühlte ich mich etwas verloren und erwischte mich immer wieder bei dem Gedanken: «Bist du sicher, dass du das noch fünf/vier/drei Monate lang durchhältst?».

learnings how to turn s... into gold

Meine ersten drei Monate in der Firma verbrachte ich fast neun Stunden täglich damit, Texte der unterschiedlichsten Themenbereiche aus dem Chinesischen ins Deutsche zu übersetzen. Ich erzählte





Ich gab stets mein Bestes, um die rookies in ihre Aufgaben einzuarbeiten, doch wenn ich bei einer Übersetzungskorrektur auf einer A4-Seite 18 Rechtschreibfehler entdeckte, haben wir ein großes Problem. 我受不了 In solchen Momenten konnte auch die «meine Mutter war Künstlerin und wir hatten nicht einmal einen Fernseher»- Ausrede nichts mehr glatt bügeln.

Nach gefühlten 500 Übersetzungen wurde ich überraschenderweise in die Kunst der Synchronisation eingeführt. Eine amüsante Erfahrung. Ich hätte gerne alle meine Lachanfänge auf Tape gebannt, aber das hätte dann wohl doch den Rahmen gesprengt. Hauptsache, die firmeninterne Oberschicht war entzückt, und das war sie.

Bald sollte ich nur noch neue Übersetzer und Übersetzerinnen rekrutieren/‘abbauen’ und hauptsächlich all unsere Beiträge einsprechen. Ich wuchs stetig an meinen neuen Herausforderungen und hatte bald den Status einer deutschen Chefredakteurin erlangt - die jedoch vor lauter Stress so viel rauchte, dass sie sich in gewissen Abständen dazu gezwungen sah Entgiftungen durchzuführen.

Ich ging trotzdem gerne zur Arbeit und die monatliche gar «kaiserliche» Gehaltsübergabe verlieh dem ganzen Stress und den Ausgaben für Feuchtigkeitsmasken den entsprechenden Wert. Es ging mir gut in der Firma und einige meiner Arbeitskollegen mutierten allmählich zu geschätzten Freunden, mit deren Hilfe ich auch mal meine 饺子 (jiaozi, ein Gericht, das jeder kennen sollte)-Fähigkeiten ausbauen konnte. In organisatorischer und sogar produktiver Hinsicht hatte die Redaktion eine Renaissance durchlaufen und steuerte eifrig dem großen Ziel der harmonischen Zusammenarbeit entgegen.

Meine Freundin und auch Arbeitskollegin, mit der ich schon während meines Auslandsstudiums an der 人民大学 (Renmin Daxue) viele Abenteuer bestritten hatte, und ich belohnten uns regelmäßig mit Ganzkörper-Massagen und ManiPeds. Ich schätze, die blinden Masseure waren sich über meine stressige Arbeitslage spätestens dann im Klaren, als ich sie eines Tages mit dem Ausspruch: «好久不见了!» begrüßte («Lang nicht gesehen!», für alle Sino-Studierende des ersten Semesters). Oh Gott, einer der Momente in denen mir bewusst wurde, dass ich entweder weniger trinken, rauchen oder doch vielleicht arbeiten sollte.

spring-fireworks instead of springrolls

Und so zogen die Wochen und auch Arbeitskollegen an mir vorbei. Die Fluktuationsrate war enorm hoch, doch irgendwann bekam ich davon

zahlreiche Geschichten über das teils bereits ausgeartete Sammlerhobby des chinesischen Volkes, analysierte chinesische Gartenkunst und machte in abstracto Ausflüge zu den schönsten Orten des Landes.

Die Konflikte, mit denen ich mich die ersten Monate fast täglich auseinandersetzen zwang, hatte ich im Zuge des Routine-Einzuges in meinen Hinterkopf verbannt. Es hatte mich schon zu viele graue Haare und Augenringe gekostet, mich darüber zu echauffieren, warum wir sogar zum Mittagessen unsere Fingerabdrücke scannen mussten oder weshalb wir das Gehalt immer noch nicht ausgezahlt bekommen hatten. Fragen wie: «Worin besteht eigentlich die Aufgabe der chinesischen Redakteure und warum haben die so viel Zeit, Onlinespiele zu zocken?», «Warum korrigiere ich hier zum dritten Mal denselben Text?» oder «Warum hält sich hier außer mir niemand an den Büro-Putzplan?» hatte ich längst hinter mir gelassen.

Es war anfänglich mit meinen chinesischen Sprachkenntnissen sehr schwer, das zu kommunizieren, was mir wichtig erschien. Besonders bei großen Firmenmeetings lag es mir sehr am Herzen, möglichst verständlich mein Feedback inklusive «in Zuckerwatte eingepackter» Kritik loszuwerden. Mit der Zeit schätzte die Geschäftsführung meine Mitarbeit und respektierte mich als produktive und zuverlässige Praktikantin. Also bekam ich immer mehr Weisungsbefugnisse und anspruchsvollere Arbeiten zugeteilt, die ich als wahre Bereicherung ansah.

Seltsame Gestalten in Form einiger meiner Kollegen und neuer Praktikanten kreuzten während des Praktikums meinen Weg. Manche davon ein wenig verstörend und unsicher im Umgang mit anderen Menschen, nahezu soziophob. Keine gute Voraussetzung für eine langfristig angelegte Zusammenarbeit, wie mich mein nervenaufreibendes BWL-Studium gelehrt hatte.

fressen bekam und aussah, als hätte er schon mehr als 20 Jahre auf dem Buckel. In Wirklichkeit war er wohl zwei oder drei Jahre alt. Der Neffe von Xiu Rong war sehr unterhaltsam und gab gerne mit einer Kostprobe aus einem Theaterstück an, das er in der Grundschule einstudiert hatte. Wir hatten eine Menge Spaß und ich habe in meinem Leben noch nie so viele Jiaozi an einem Tag gegessen.

Und Pingyao? Es war eine atemberaubende Woche voller neuer kulinarischer Eindrücke, jeder Menge absurder Mitbringsel-Käufe, rudimentären Bekanntschaften und unzähligen Fotomotiven à la National Geographic.

Zurück in der Hauptstadt veranlassten mich die ohrenbetäubenden Feuerwerk-Explosionen und drängenden Menschenmassen beinahe dazu, in den nächsten Zug zurück in die Unabhängigkeit zu steigen. Doch es gab noch zu viel in der Redaktion zu tun, denn auch ich hatte mir gewisse Arbeitsziele gesteckt. Meinem persönlichen Zeitmanagement zufolge sollten alle übersetzten Beiträge bis zum Ende meines Aufenthaltes fertig und in guter Qualität synchronisiert sein: sowohl Kommentare als auch O-Töne.

Es wäre durchaus realisierbar gewesen, wenn nicht spontane Umstrukturierungen innerhalb der Firma zu Verzögerungen und unternehmensstrategischen Kursänderungen geführt hätten. Auf jeden Fall naiv von mir, in keinster Weise Störfälle in meiner Arbeitsplanung zu berücksichtigen, insbesondere in einem Umfeld, das zu einem Drittel aus chronisch müden und höchstens moderat-motivierten Kollegen und Kolleginnen bestand.

Ich hätte zu dieser Zeit nicht mal im Entferntesten erahnen können, dass genau jene Personen bei den Abschiedsessen und -parties am Ende meines halbjährigen Aufenthaltes die meisten Vögel abschießen würden.

last but not least / less

So langsam kam in mir ein Gefühl der Traurigkeit auf, welches sich bis zu meiner Abreise auch nicht verflüchtigen wollte. Ich begann, jede Minute, Begegnung, jedes Ereignis und jede Portion 酸辣白菜 in intensivster Form zu wertschätzen. Meinen Mitmenschen, meiner Lieblings-凉菜 (jingcai)-Verkäuferin inklusive, fiel auf, dass ich sie häufig nicht mehr mit einem freundlichen Lächeln, sondern auch mal mit einem von Selbstmitleid getränkten Blick begrüßte. Der Gedanke, dass ich in nicht mal mehr einem Monat mein Pekinger Zuhause verlassen und wieder im «grünen Herz

Deutschlands» sein würde, bereitete mir so einige schlaflose Nächte und löste gleichzeitig Anfälle von unerträglicher Anhänglichkeit aus.

Unglücklicherweise konnte ich es mir jedoch nicht leisten, müde auf der Arbeit zu erscheinen. Ich bin mir sicher: Nach all den Schilderungen der arbeitsrechtlichen und personalwirtschaftlichen Verhältnisse in der Firma rechnete niemand mehr damit, dass mich die Redaktion die letzten Arbeitstage arbeitstechnisch ein wenig entlastet hätte. Dies mag gerade vielleicht so klingen, als würde ich mich hauptsächlich über die Arbeit beschweren, aber ich möchte an dieser Stelle erwähnen, dass ich für diese Zeit bzw. diese Gelegenheit sehr dankbar bin und keine Sekunde missen wollen würde. Und besonders die letzten Wochen haben mir unersetzbare und unvergessliche Impressionen der abenteuerlichen und skurrilen Welt der chinesischen Fernsehproduktion geschenkt.

Nach exzessiven Verzweiflungs - Fressorgien brach anschließend die Zeit an, in der ich beim Gedanken an meine einstigen Lieblingsgerichte einen leichten Brechreiz verspürte. Also konsumierte ich Unmengen «deutschen Brots», erworben in einem internationalen Supermarkt namens April Gourmet inmitten des angesagten und von versnobten Ausländern ... ähhhh, ich meine Bars verseuchten 三里屯 (Sanlitun).

Exkurs: what happens in sanlitun. stays in sanlitun won't stay in your memory.

Die einzigen chinesischen Bürger, die man in 三里屯 antraf, waren entweder Animatoure, die vor den Lokalitäten mühevoll versuchten Gäste anzulocken, oder Bettler, die laut unterschiedlichen Quellen bis zu 500 Yuan pro Abend erbettelten. (Das durchschnittliche Monatsgehalt der 服务员 (fuwuyuan; Angestellte), die ich während meinen Aufenthalten kennenlernte, betrug 1000 Yuan.)

Erschreckenderweise begann sich das Hype-Viertel im Laufe meines Aufenthaltes sukzessive in ein Auffangbecken für minderjährige Bonzen-Kinder, Moneyboys und verrunzelten 老头 (Laotou)-Westlern im Schlepptau zu verwandeln. Doch die allgemeine Stammkneipe, deren Namen ich hier nicht nennen werde, um weiteren unerwünschten Zuwachs zu vermeiden, blieb ihrer ursprünglichen Atmosphäre im Wesentlichen treu:

DJ's die jahrelang die gleichen Platten auflegten und trotzdem noch von sich behaupteten, den finger on the pulse zu haben; betrunkene, vorrangig junge Studenten, die ab 22 Uhr Tanz- und Trinkspiel-Orgien abhielten; und nie Klopapier.

Ich verbrachte so viele unvergessliche Abende in Sanlitun, dass ich es tatsächlich kaum mehr vermisse, als ich am Ende des halben Jahres die Wochenenden mit Besorgungen machen und allmählichen Verabschiedungszeremonien verbringen musste.

Es war sehr vorausschauend von mir, mit den Abrüstungsarbeiten schon zeitig zu beginnen, denn die Firma hatte sich für mich eine letzte Stress-Attacke ausgedacht.

Anja Rommel

studiert Sinologie, Kommunikations- und Medienwissenschaften und Betriebswirtschaftslehre an der Universität und verbrachte 2010/11 für ein Praktikum ein halbes Jahr in Peking. Ihr Erfahrungsbericht wird in der nächsten Ausgabe von Dianmo fortgesetzt.



Das jüdische Ghetto in Shanghai 1939-45

von **Nicole Kröger**

G
E
S
C
H
I
C
H
T
E

Das Schicksal Millionen deutscher und österreichischer Juden zur Zeit des Nationalsozialismus ist hinreichend bekannt. Jedoch wird Shanghai mit dieser Thematik von den Wenigsten in Verbindung gebracht. In Geschichtsbüchern oder wissenschaftlichen Artikeln hierzulande findet Shanghai zumindest kaum bzw. keine Erwähnung. Demnach ist nur unzureichend bekannt, dass mehrere tausend Juden die Flucht in die Metropole im Osten Chinas antraten und ihnen dieser Umstand das Leben rettete. Doch weshalb Shanghai?

Nach Hitlers Machtergreifung im Jahre 1933 realisierte die jüdische Bevölkerung bald, dass sie in ihrer Heimat nicht mehr erwünscht war. Während viele beschlossen, das Land zu verlassen, hofften andere, dass sich die Situation wieder beruhigen würde und sie in naher Zukunft wieder unbehelligt leben können. Diese Hoffnungen wurden allerdings bitter enttäuscht. Spätestens in der Reichskristallnacht vom November 1938 wurde den Juden klar, dass sie Deutschland so schnell wie möglich verlassen mussten. Doch wohin?

32 Nationen, darunter England, Frankreich und die USA, beratschlagten zwar 1938 auf der Evian-Konferenz über den Verbleib der Juden, verweigerten ihnen letztendlich jedoch die Einreise. Auf der Suche nach einem möglichen Zufluchtsort verbreitete sich unter den Flüchtlingen allmählich die Rettung verheißende Nachricht, dass eine problemlose Einreise in die chinesische Metropole Shanghai möglich sei.

Shanghai, das damals bereits 3,5 Millionen Menschen beherbergte, befand sich damals nicht unter chinesischer Herrschaft, sondern war seit 1842 zunächst durch die Briten, ab 1847 zusätzlich durch die Franzosen besetzt. 1863 und 1895 kamen die USA und Japan als weitere Besatzungsmächte hinzu. Die Teile der Stadt, die durch die Briten, Amerikaner und Japaner besetzt waren, wurden zum International Settlement zusammengefasst, der französische Teil der Stadt bildete die French Concession.

Im November 1937 besiegten die Japaner in der Schlacht um Shanghai die Chinesen und besetzten

die komplette Stadt. In dieser relativ chaotischen Zeit blieben die Bestimmungen für Einreisen nach Shanghai ungeklärt, die daraufhin für jedermann und jederzeit möglich waren. Tatsächlich war Shanghai zu jener Zeit die einzige Stadt weltweit, für die kein Visum benötigt wurde. Bereits Anfang der 1930er Jahre flohen zahlreiche Juden in die chinesische Großstadt im Osten, jedoch entstand ab 1938 eine regelrechte Flüchtlingswelle. Etwa 20.000 Juden aus Deutschland und Österreich traten die weite Reise an, überwiegend per Schiff. Sie waren zumeist mittellos, da sie gezwungen waren, sämtlichen Besitz beim Verlassen Deutschlands zurückzulassen.

Als die Flüchtlinge in Shanghai eintrafen, war die für damalige Verhältnisse bereits riesige Stadt mit ihren vielen neuen Eindrücken und der fremden Kultur für die meisten zunächst ein Schock. Sie wurden sehr freundlich durch diverse Hilfsorganisationen empfangen und in speziell eingerichtete Heime im Stadtteil Hongkou (虹口) untergebracht. Die, die es sich leisten konnten, nahmen sich Wohnungen in den besseren Teilen der Stadt, dem International Settlement oder der French Concession.

Der Großteil der Juden kam in Hongkou unter, einem ärmlichen und in der Schlacht um Shanghai stark zerstörten Stadtteil. Dort waren Lebensmittel günstig und die Mieten bezahlbar. Die Flüchtlinge arrangierten sich mit ihrer Situation und begannen sich häuslich einzurichten. Sie halfen beim Wiederaufbau Hongkous und errichteten ganze Straßenzüge nach europäischem Vorbild. Die Zhoushan-Road wurde sogar «Klein Wien» genannt. Cafés und Bäckereien wurden eröffnet, kleine Geschäfte gegründet und Schulen und Synagogen erbaut. Es entstand so etwas wie ein normales Leben. Das extreme und für Europäer schwer zu ertragende Klima stellte jedoch eine enorme Herausforderung dar. Darüber hinaus erschwerten unzureichende hygienische Bedingungen die Situation. Nicht zuletzt aufgrund solcher widriger Zustände betrachteten die Flüchtlinge Shanghai immer als eine Lösung auf Zeit.

Es waren die Japaner, die im August 1939 ein Einreiseverbot für jüdische Flüchtlinge verhängten,

da der Strom von europäischen Zuwanderern unter anderem die Mietpreise in die Höhe trieb. Demnach war Shanghai ab dem 21. August 1939 für Neuankömmlinge unzugänglich. Darüber hinaus war ab sofort eine Registrierung notwendig. Es waren auch die Japaner, die sich ab diesem Zeitpunkt auf Druck der Deutschen hin den jüdischen Flüchtlingen annahmen. Die Nazis hätten gerne gesehen, dass die Japaner das «Judenproblem» auf deutsche Weise lösten. 1942 gab es sogar Pläne, auf der Halbinsel Pudong (浦东) ein Konzentrationslager zu errichten. Die Japaner weigerten sich jedoch, die Juden zu töten. Stattdessen richteten sie in Hongkou ein Ghetto ein und ordneten am 18. Februar 1943 an, dass alle Juden, die nach 1937 nach Shanghai gekommen waren, in dieses Ghetto umzusiedeln hatten. Wer sich weigerte, wurde inhaftiert.

Die jüdischen Flüchtlinge kamen der Forderung der Japaner nach und siedelten in das ca. 40 Häuserblocks umfassende Gebiet um. Das Ghetto selbst war nicht abgezaunt, sondern lediglich durch Straßen räumlich begrenzt. Um das Ghetto bspw. zum Arbeiten verlassen zu können, musste ein Antrag bei der zuständigen Behörde der Japaner gestellt werden. In diesem Zusammenhang wurde der Japaner Konah Goya sehr bekannt, der sich selber als «König der Juden» bezeichnete. Er arbeitete in einer Polizeistation des Ghettos. Nicht selten beschimpfte und misshandelte er die Antragstellenden und war aufgrund dessen äußerst unbeliebt bei den Ghettobewohnern. Wer das Ghetto nicht verlassen brauchte, blieb hingegen unbehelligt. Im Vergleich zu den Ghettos in Europa ging es demnach in Shanghai vergleichsweise human zu und die Flüchtlinge lebten in relativer Sicherheit. Ein weiterer großer Unterschied: die Flüchtlinge lebten hier mit Chinesen zusammen, die weiterhin in dem Gebiet wohnten. Insofern bleibt fraglich, ob es sich dabei um ein Ghetto im hierzulande gebräuchlichen Sinne handelte.

Das Leben im Ghetto war sehr beengt, und Krankheiten aufgrund mangelnder Hygiene und schlechter sanitärer Ausstattung waren an der Tagesordnung. Nicht selten litten die Ghettobewohner an Hunger, denn mit dem Fortschreiten des Pazifikkrieges, der seit 1937 tobte, wurden Nahrungsmittel zur Mangelware. Ihre infolge ständiger Unterernährung schlechte körperliche Verfassung machte viele Menschen anfällig für tödliche Erkrankungen. Im Jahre 1943 starben daher innerhalb kurzer Zeit überdurchschnittlich viele Menschen. Da niemand wusste, wie lange dieser Zustand andauern würde, lebten die Menschen im Ghetto von Tag zu Tag.

Während die Flüchtlinge bisher vom zweiten Weltkrieg nicht direkt betroffen waren, trat er am 17. Juli 1945 schlagartig in ihr Leben. Die Amerikaner bombardierten das Zentrum von Shanghai und trafen den Stadtteil Hongkou. Dabei wurden insgesamt 250 Menschen getötet und zahlreiche Behausungen zerstört. Die chinesische Bevölkerung und die jüdischen Flüchtlinge hielten in dieser Notsituation zusammen und halfen sich gegenseitig. Zu dieser Zeit ahnten sie nicht, dass die japanische Besetzung bald ein Ende nehmen würde. Bereits wenige Wochen nach dem Vorfall kapitulierten die Japaner und zogen ihre Truppen am 22. August 1945 aus Shanghai ab. Die langjährige Besetzung war somit beendet. Offiziell existierte das Ghetto noch bis zum 3. September 1945 bis zu dem Zeitpunkt, als die Alliierten in die Stadt kamen. Anlässlich der Befreiung des Ghettos tanzten die Menschen in den Straßen, Chinesen und europäische Flüchtlinge lagen sich in den Armen.

Nach der Befreiung wollten die jüdischen Flüchtlinge Shanghai so schnell wie möglich verlassen. Ein Großteil der Flüchtlinge reiste in die USA, Israel oder Australien aus, nur etwa 2000 von ihnen kehrten in ihre alte Heimat nach Deutschland oder Österreich zurück. Die letzten Flüchtlinge verließen Shanghai im Jahre 1951, denn teilweise mussten sie lange Zeit auf Visa für das entsprechende Zielland warten.

Die Hilfsbereitschaft vieler Menschen in Shanghai und die Weigerung der Japaner, die Juden zu töten, ermöglichten den Flüchtlingen das Überleben. Vielleicht hätten sich noch mehr Menschen retten können, wenn sie von der Fluchtmöglichkeit nach Shanghai gewusst hätten. In dieser schweren Zeit erfuhren sie dort Menschlichkeit, während ihre jüdischen Mitmenschen in Deutschland den sicheren Tod fanden. Als die Flüchtlinge nach Ende des Krieges vom Schicksal der Juden in Europa erfuhren, weigerten sich viele, die grausamen Nachrichten von Konzentrationslagern und Gaskammern zu glauben.

Zum Gedenken an das Ghetto und die damalige Zeit befindet sich heutzutage in der alten Ohel-Moische-Synagoge in Hongkou ein jüdisches Museum. Einer Besichtigung der Synagoge folgt ein Filmbeitrag und ein Rundgang durch die Ausstellungsräume. Einen Besuch darf man während eines Shanghai-Aufenthaltes auf keinen Fall versäumen!

Nicole Kröger

Nicole Kröger studiert im siebten Semester Sinologie an der Universität Leipzig und ist Mitglied der neuen Redaktion von Dianmo.



Das China des 19. Jahrhunderts aus europäischer Sicht

oder Cixi und die Mär von abenteuerlichen Perversionen am chinesischen Kaiserhof

von **Salome Foltin**

Für die englische Prüderie des ausgehenden 19. Jahrhunderts war die Vorstellung eines himmlischen Kaisers, der sich im fernen China unter der liebevollen Ägide seiner Eunuchen an einem ganzen Rudel von orientalischen Schönheiten sexuell austoben konnte, eindeutig zu viel. Durchaus verständlich, dass angesichts einer derartigen Abscheulichkeit die Empörung einer Monogamie l(i)ebenden Gattung hell aufloderte und bis zum Himmel schlug, der sich, solcherart durch die fremden Teufel aufgeschreckt, das mit der momentanen Mandatsvergabe wohl noch einmal überlegen musste. Denn die Tage der Qing-Dynastie sollten bald gezählt sein. Aber mal ganz davon abgesehen, dass hier einiges auch schlicht missverstanden wurde, hinderte die vorgeschobene Empörung herb geschockte Engländer keineswegs daran, sich bei Bedarf selbst lüsterne Geschichtchen zu erdichten.

Ein oberflächlicher europäischer Blick auf China

Dergleichen geschehen bei EDMUND BACKHOUSE, der mit seiner Biographie Cixis 慈禧 (1835-1908) die westliche Wahrnehmung der Kaiserinwitwe maßgeblich prägte: Sie sei eine niederträchtige, degenerierte Persönlichkeit mit den Instinkten einer Dirne gewesen, die ihren Körper rücksichtslos für den Weg nach oben einsetzte, weder vor Intrigen noch Mord zurückschreckte, um ihren unersättlichen Machthunger zu stillen, und überhaupt der sexuellen Perversion ergeben war. Mittlerweile weiß man, dass Backhouse viele seiner angeblichen Beweise gefälscht hatte. Was man jedoch nicht weiß, ist, wie jene Frau wirklich hieß, unter deren Herrschaft das Ende der Qing-Dynastie und damit auch des chinesischen Kaiserreichs eingeleitet wurde. Bekannt ist sie u.a. unter den Namen Yehe Nara 叶赫那拉 (ihr Clannamen) und Cixi (lediglich ein Titel mit der Bedeutung «westliche Kaiserin», da sie die Pavillons im Westteil der verbotenen Stadt bewohn-

te). Nur zu oft wurde sie aber mit Li Fei, der Lieblingskonkubine von Kaiser Xuan Feng, oder auch Cian, der zweiten Kaiserinwitwe oder «östlichen Kaiserin», verwechselt. Dies sogar noch über ihren Tod hinaus, denn selbst die renommierte New York Times ließ es sich nicht nehmen, sie in ihrem eigenen Nachruf beharrlich als Cian zu bezeichnen. Die Europäer jener Zeit täuschten sich jedoch nicht nur bezüglich ihrer Veranlagung, ihres Namens sowie in der Zuschreibung mancher Taten, sondern auch in ihrer Vorstellung vom wahren Charakter der erlauchten Gesellschaft kaiserlicher Gespielinnen, in dem ihr persönlicher Aufstieg anging.

Der kaiserliche Harem

Wer nun allein schon beim Klang des Wortes zum willenslosen Opfer freizügiger Fantasien wird, sei gewarnt: Nicht umsonst beliebte es manch einem Kaiser, sich lieber außer Hauses zu vergnügen – so z.B. Cixis Sohn, den jedoch eben aus jenem Grund bereits in jungen Jahren die Syphilis dahintraffte – statt sich an zünftiger Hausmannskost zu laben. Entgegen der europäischen Erwartungen, einen Tempel der Lüste vorzufinden, war ein Harem strengen Reglementierungen unterworfen. Bereits die Auswahl der zukünftigen Kaiserin, der Gemahlinnen und Konkubinen war Sache der Kaiserinwitwe, der weniger daran lag, persönlichen Vorlieben des Kaisers entgegenzukommen, als sich vielmehr angenehme Gesellschaft zu erwählen. Aufnahme fanden übrigens nur Mandschu- und Mongolenmädchen, gelegentlich auch muslimische Chinesinnen aus den westlichen Provinzen. Dahingegen blieben Han-Chinesinnen mit ihren als erotisch missverstandenen Lotusfüßen außen vor, um einer Vermischung der Fremddynastie mit dem beherrschten Volk entgegenzuwirken. Ebenso war es traurige Realität, dass leere Staatskassen den Kaiser zwangen, sich auf eine Kaiserin, zwei Gemahlinnen

und elf Konkubinen zu beschränken anstelle der 121 Frauen, die ihm laut STEARLING SEAGRAVE theoretisch zugestanden hätten. Und noch trauriger war sein Los, wenn sein Vorgänger verstarb und der Thronfolger nun in kindlicher Demut drei Jahre lang Enthaltensamkeit als Ausdruck offizieller Trauer üben musste. Ohnehin standen eine gewisse Enthaltensamkeit und vor allem Selbstdisziplin im Vordergrund. Der Idee nach diente die sexuelle Vereinigung mit seinen Nebenfrauen und Konkubinen ja dazu, das männliche Yang mit dem weiblichen Yin zu stärken. Dabei sollte der Kaiser selbst allerdings nicht ejakulieren, sondern sich dies für die Begegnungen mit der Kaiserin, die einmal monatlich angesetzt waren, aufheben. Überdies war es auch mit der von uns so normal empfundenen trauten Zweisamkeit bei einem Schäferstündchen nicht weit her, hielten sich die Eunuchen doch stets im Hintergrund bereit und verzeichneten die Begegnungen des Kaisers mit seinen Frauen akribisch in Listen. Böse Zungen würden den Harem deswegen wohl als Ort für Zucht und Aufzucht künftiger Kaiser bezeichnen.

Die Eunuchen

In der verbotenen Stadt lebten nebst Kaiser, seinem Harem und dem «Seniorenheim» aus Witwen und Konkubinen früherer Kaiser ca. 3000 Eunuchen.

Für den kaiserlichen Himmelssohn lag der Wert eines Eunuchen vor allem im Umstand der fehlenden Fortpflanzungsfähigkeit begründet, da solchermaßen natürlich äußerst effektiv der latenten Gefahr entgegenwirkt werden konnte, ein Kuckucksei untergeschoben zu bekommen. Ansonsten hatten Eunuchen im Alten China allerdings eher einen schlechten Leumund zu beklagen. Spott und Verachtung schlug ihnen entgegen. Beispielhaft sei hierfür die verbreitete Redensart genannt: «Er stinkt wie ein Eunuch, man wittert ihn auf 500 Meilen». Auch belegte man sie wegen ihrer teils hohen und schrillen Stimme mit dem abwertenden Spitznamen «Krähe». Noch dazu, und weitaus schlimmer, wirkten Eunuchen jedoch ausgerechnet in der Ahnenkultgesellschaft Chinas das Recht auf ein Begräbnis bei ihrer Familie. So wurden sie stattdessen auf einem eigenen Bestattungsort außerhalb Pekings begraben. Es gab auch eigene Tempel, in denen sie opferten.

Wer nun annimmt, Eunuchen wären allesamt nur bedauernswerte Opfer gewesen und gegen ihren Willen zu diesem schrecklichen und unglücklichen Schicksal gezwungen, täuscht sich. Zwar ging die Initiative vielfach von den Eltern aus, die ihre minderjährigen Kinder kastrieren ließen, um ihnen damit eine Zukunftsperspektive zu eröffnen, doch kam es durchaus auch vor, dass ein verheirateter Mann und

stolzer Vater mehrerer Kinder seine Familie verließ, um Eunuch zu werden. Seine Söhne wiederum taten es ihm später gleich: heirateten, Nachkommenschaft zeugten, Eunuch werden... Soll erfüllt!

Zugebenermaßen mag ein Leben in bitterster Armut, von innerer Verzweiflung gepeinigt und vom Hunger in den Wahn getrieben, die wirkliche Freiheit einer freien Willensbetätigung eher fragwürdig erscheinen lassen. Doch sollte auch nicht verschwiegen werden, dass sogar noch kurz vor dem entscheidenden Eingriff in die männliche Vollkommenheit der Chirurg ein weiteres Mal den erwachsenen Kunden befragte, ob er sich denn auch ganz sicher sei und bei seinem Entschluss bleiben wolle. (Bei Minderjährigen wurde stets die Zustimmung der Eltern eingeholt.) Laut MATIGNON sollen sich aber auch einige Individuen lediglich aus Gründen der Unbekümmertheit und Faulheit zu einem solchen Schritt entschieden haben, um alsbald das bequeme und abgesicherte Leben eines Palasteunuchen genießen zu können.

Der Eintrittspreis in dieses neue Leben war verhältnismäßig billig: 6 Tael kostete die Operation, die von hierauf spezialisierten Chirurgen in der Nähe des Tores zur Kaiserstadt vorgenommen wurde. Im Vergleich dazu brachte allein der Dienst im Palast schon monatliche 10 Tael und den täglichen Reis ein. Was die Prozedur anbelangt, so wurden mit speziellen Messern, Scheren und einem kleinen Beil nicht nur die Hoden entfernt, sondern das Glied gleich mit. Drei Tage lang durfte der Patient nun nichts trinken, war es ihm am vierten Tag möglich, ohne größere Beschwerden zu urinieren, so konnte man die Operation wohl als geglückt ansehen. Nach ca. drei Monaten war die Wunde dann auch wieder verheilt. (Die Sterblichkeitsrate lag übrigens bei drei bis vier Prozent.) Wurden dem Patienten, wie es leider nur zu oft vorkam, im Zustand der Bewusstlosigkeit die nun abgetrennten Geschlechtsteile geraubt, so musste er sie sich zu Wucherpreisen zurückkaufen. Denn bei der jährlichen Inspektion, die der Obereunuch in der Kaiserstadt durchführte, sollte der Eunuchenstatus durch das Vorzeigen der entfernten Genitalien (in einer Flasche mit Etikett!) unter Beweis gestellt werden, nicht etwa durch das praktischere Herunterlassen der Hose.

Und wozu dies alles? Auch für die Palasteunuchen lag der wahre Anreiz weniger in «lächerlichen» 10 Tael Monatsgehalt, wenn ihnen doch gleichzeitig die Möglichkeit offenstand, sich im Kaiserhaushalt teils schon schamlos bereichern zu können. Wer merkte schon bei der immensen Menge an Juwelen, Jade, Pelzen, Seide, Ziervasen etc., die als Geschen-

ke oder Tribut an den Kaiserhof gingen, dass ein wenig, vielleicht sogar ein wenig mehr, stets fehlte?! Der Kaiser sicherlich nicht! Auch die Geschenke, die Audienzgesuche der Beamten an den Kaiser begleiteten, flossen zu einem Fünftel in Eunuchentaschen.

Eunuchen – laut WARNER galten sie als bestechlich und verstohlen, waren oft ungebildet, ihr herzliches und fröhliches Wesen schlug unversehens in Leichtsinnigkeit und Albernheit um und offenbar waren sie vor allem eins: undiszipliniert. Um sie bei Bedarf zu züchtigen, führte der Kaiser stets ein in kaiserlichem Gelb gehaltenen Satinbeutel mit Züchtigungsrueten bei sich. Dieser Darstellung ist sicherlich nur bedingt zu folgen.

Die Kaiserinwitwe Cixi

Aber es war vor allem diese isolierte Welt innerhalb der verbotenen Stadt – vielleicht eine Art Parallelwelt zu all dem Elend jenseits der dicken Mauern –, in der sie als Teil des Harems

mit Eunuchen und Frauen zusammenlebte, die Cixi bestimmte und prägte. Ursprünglich eine unbedeutende Konkubine unter vielen, verschaffte ihr zunächst ihre Schwangerschaft eine Beförderung und schließlich die Geburt des einzig überlebenden Kaisersohnes endgültig eine herausragende Stellung, obgleich ihr das Kind selbstverständlich sofort nach der Geburt weggenommen und unter der Aufsicht der Kaisergemahlin großgezogen wurde. Sie war umstritten, jene Cixi. Warum? Nun, eine Antwort auf diese Frage könnte eine epische Erzählung ungeheuerlichen Ausmaßes nach sich ziehen. In aller Kürze: Sie war einfach eine Frau, die sich in einer Männerwelt zu behaupten wusste. Als Kaiserinwitwe lenkte sie hinter dem Gazevorhang über viele Jahrzehnte hinweg Chinas Politik, war in ihrer Einschätzung der sich zunehmend verschärfenden chinesischen Krise auf die Loyalität und das Urteilsvermögen ihrer Berater angewiesen, zweckentfremdete das Geld für die Armee (aber mit Zustimmung ihres kaiserlichen Neffen Guangxu 光緒!), um einen Lustgarten als Ersatz für den von den Europäern zerstörten Sommerpalast bauen zu lassen, unterstützte den Boxeraufstand (zumindest heimlich), setzte einen Kindkaiser nach dem anderen als Marionette auf den Herrscherthron, etc., bis sie schließlich am 15. November 1908 verstarb und mit ihrem Ende auch das Ende der Dynastie besiegelt war.

Ihr Charakter war zudem Gegenstand vieler Mutmaßungen und Verleumdungen. Beispielsweise wird ihr der Tod des tragischen Guangxu-Kaisers zugeschrieben, der zwar von Kindheit an unter einer schwächlichen Konstitution litt, den sie aber, auf dem eigenen Sterbebett liegend, angeblich noch

ermorden ließ. Während Ärzte wie Dr. Gray und Dr. Chu nach eingehender Analyse und Beschäftigung mit der Anamnese des Kaisers auf eine zum Tod führende Niereninsuffizienz schlossen, nährten Leute wie MORRISON, BLAND oder der eingangs erwähnte BACKHOUSE in der Times wiederholt den Verdacht, es handle sich um Mord. Noch heute ist die europäische Wahrnehmung Cixis vom Erbe eines Mannes geprägt, der sich selbst in seinem Werk «*Décadence Mandchoue*» als der Liebhaber der greisen Kaiserinwitwe ausgab (übrigens derselbe Mann, der sein Erbe im hartnäckigen Bemühen verbrannte, Zutritt zum Homosexuellenzirkel Oscar Wildes zu erhalten, sein Ziel verfehlte und daraufhin bankrott nach China floh).

An dieser Stelle sollen nun «endlich» ein paar der Cixi angedichteten Perversionen enthüllt werden. So schildert BACKHOUSE einen «...Abend, an dem er die – natürlich verkleidete – Kaiserwitwe in ein Bordell für Homosexuelle begleitete, wo sie Edmund und den anderen Besuchern befahl, sie dadurch zu unterhalten, daß sie sich miteinander vergnügten.» Für das erste Mal mit der Kaiserin sei er folgendermaßen vom Obereunuchen instruiert worden: «Li soll ihm anvertraut haben, daß die Kaiserinwitwe über eine abnorm große Klitoris verfüge, die sie an den Hinterbacken ihres Partners zu reiben pflege.» Alsbald wurde zur Tat geschritten: «Nach Backhouse' Schilderung musste er zunächst die alte Kaiserinwitwe oral befriedigen, und dann nahm sie ihn näher in Augenschein. Während sie ihre Finger in seinen Anus steckte, bemerkte sie: «Ein weiter Anus; ich möchte wetten, daß er hart hergenommen wurde (...).» 1974 entlarvte Hugh Trevor-Ropers in seinem Buch »Hermit of Peking. The Hidden Life of Sir Edmund Backhouse“ jedoch jenen als Betrüger und Schwindler und sein Werk als eine einzige Fälschung. Wie viel bleibt nun noch vom einstigen Zauber, der so hartnäckig der Illusion eines fernen perversen Chinas anhaftete? Er wurde einfach durch einen neuen ersetzt. Bis zum nächsten Mal, wenn es heißt: Maos Leibarzt Li Zhisui 李志绥 und seine Erinnerungen an den Gründer der Volksrepublik. ;-)

[Literatur: Stearling Seagrave, «Die Konkubine auf dem Drachenthron», (1993); Marina Warner, «Die Kaiserin auf dem Drachenthron – Chinas letzte Regentin»; Jean-Jacques Matignon, »Superstition, crime et misère en Chine“, (1900)]



Alle Bilder dieser Ausgabe stammen aus der Sammlung von Jens Klein. In dieser Zusammenstellung, aus der Serie „Somebody left“, mischt der Künstler eigene Fotografien mit gefundenen Bildmaterial. Die Aufnahmen entstanden während eines einjährigen Aufenthaltes (2009/2010) in der VR China. Die gefundenen Bilder wurden im selben Zeitraum der Tageszeitung Nanjing Daily entnommen.

